

das keine Rolle. Die Kosten werden hälftig geteilt, die Räume werden so genutzt, wie es Eigenart und Teilnehmerzahl der Veranstaltungen bedingen. In der Mitte des Hauses verbindet eine ökumenische Kapelle die beiden konfessionellen Gottesdiensträume. Sie ist der Raum der Hoffnung auf baldige gegenseitige Anerkennung der großen christlichen Kirchen. Am Sonntag – nach den getrennt gefeierten Gottesdiensten – finden sich viele zum Nachgespräch oder zur Begegnung bei Kaffee im Foyer zusammen. Einmal im Monat stärkt die beiden Gemeinden ein einfaches Mittagessen. Bei ökumenischen Gottesdiensten werden – nicht nur äußerlich – die Trennwände beiseite geschoben, und es tritt die eine Gemeinde im einen Raum zutage. Gemeinsames Mitarbeiten bei Kirchentagen und Katholikentagen bereichert das ökumenische Leben und ergänzt unser gemeinsames Liederbuch mit immer neuen Liedern. Daß ein für beide Gemeinden angestellter Kirchenmusiker da ist, zeigt das dankbar angenommene Entgegenkommen der Kirchenbehörden.

Im Zwei-Jahres-Rhythmus finden sich die Gemeindemitarbeiter für ein ganzes Wochenende zusammen, um die Gemeindearbeit zu reflektieren. Ebenfalls alle zwei Jahre trifft sich der ökumenische Gemeinderat zu einem Klausur-Wochenende. Solche Tage sind Gelegenheit zum Erfahrungsaustausch, zum Aufarbeiten von anstehenden Problemen (z. B. Politik und Gemeinde, Friedensgruppe in der Arche). An solchen Wochenenden wurde z. B. der ökumenische Gemeinderat gegründet, wurde das Abendmahlsverständnis der beiden Konfessionen bedacht und als erstaunlich weit übereinstimmend empfunden, wurde das ökumenische Gemeindezentrum geplant. Vor allem aber sind es Tage, an denen die Gemeindearbeit unter die Lupe genommen wird, Tage, an denen auch Streiten und Sich-Versöhnen schmerzlich und befreiend erfahren werden.

Angesichts dieser intensiven Lebensgemeinschaft zweier Gemeinden – besser gesagt einer Gemeinde aus zwei Konfessionen – kann die Frage des gemeinsamen Tisches nicht auf Dauer ausgeklammert werden. Denn in solcher Situation läßt sich die Tren-

nung am Abendmahlstisch nicht mehr einsichtig machen. Für den Düsseldorfer Kirchentag hatten wir in unserer Vorbereitungsgruppe einen vielfach gespaltenen Tisch gezimmert, den die Gäste an unserem Stand je neu zusammenbauen sollten. War dann der eine Tisch hergestellt, brachte das Tischgespräch viele positive und negative Erfahrungen mit dem schon gewagten oder nicht gewagten einen Tisch ans Licht.

Das oft gebrauchte Argument, die schmerzlich erprobte Trennung am Tisch des Herrn sei Treibstoff auf dem Weg zur Einheit, hat sich bei diesen Tischgesprächen nicht bewährt. Vielmehr zeigte sich immer wieder, daß das katholische Verbot der eucharistischen Gastfreundschaft begonnene Entwicklungen abbrach und zur Resignation führte. Freilich bedarf die Gemeinschaft am Abendmahlstisch vieler vorhergehender Schritte aufeinander zu. Wo nicht lange gewachsene Lebensgemeinschaft zweier Gemeinden besteht, hängt der gemeinsame Tisch in der Luft und ist nicht vom Leben gedeckt. Deshalb gilt, was gesamtkirchlich Voraussetzung für eucharistische Gastfreundschaft ist, auch für die Gemeinden vor Ort: Abendmahlsgemeinschaft ist Frucht einer bestehenden Lebensgemeinschaft. Von daher ist dem Argument, wir seien noch nicht soweit, nur dadurch der Boden zu entziehen, daß Stück für Stück, Gemeinde für Gemeinde, Christen sich einander nähern, miteinander leben, arbeiten, leiden und feiern. Auf diesem Weg entwickelt sich allmählich ein ökumenisches Profil der christlichen Kirchen – und in demselben Maße wird auch ihre Glaubwürdigkeit zunehmen.

Achim Battke

Ökumene auf der grünen Wiese

Eine ökumenische Offenheit, wie sie in einem neuen Universitätscampus möglich ist und sich nun schon über viele Jahre bewährt hat, kann nicht einfach kopiert werden. Die Rahmenbedingungen und inneren Möglichkeiten normaler Kirchengemeinden werden wohl meist nur kleinere Schritte ermöglichen.

Trotzdem mag dieser Bericht über gelebte Ökumene auch über studentische und akademische Kreise hinaus von Interesse sein und zu neuen ökumenischen Erfahrungen ermutigen. red

In den 60er Jahren wurde es der Technischen Universität im Stuttgarter Stadtzentrum endgültig zu eng. Ein großes Areal am Stadtrand wurde gefunden, und heute erheben sich hier große Beton- und Glasblöcke mit Hunderten von Labors, -zig Hörsälen, Mensa, Bibliothek usw. auf der einen Seite und drei Studenten-, „dörfern“ auf der anderen Seite unserer einzigen Hauptstraße mit etwa 2000 Wohnplätzen, eigentlich schön eingebettet in Wald und hügelige Wiesen. Fast genau zwischen diesem Wohn- und jenem Arbeitsbereich liegt unser Haus, das „Ökumenische Zentrum“. Ein großer, durchsichtiger, mit vielen Pflanzen lebendig gemachter Saal im Erdgeschoß, daneben, durch eine Ziegelmauer abgegrenzt, jedoch mitten im Haus, unser „Meditationsraum“, der sein Licht nur von oben, durch Dachfenster, erhält; er wird genutzt für unseren wöchentlichen Gottesdienst am Montagabend, für Yoga, Meditation, Gebet und Gespräch zu anderen Terminen. Dann gibt es noch ein paar Gruppenräume, im ersten Stock die Büros der wenigen Hauptamtlichen – ein evangelischer Pfarrer, ein katholischer Diplomtheologe, ein Hausverwalter – und ein paar Zimmer für Studenten.

In den ersten Jahren des Aufbaus der Universität fing unsere kleine Gemeinde in einer überlassenen Baubaracke zu leben an und nahm schon bald tatkräftigen Anteil an der Planung des „Zentrums“, das als gemeinsames Projekt und Experiment beider Kirchen die kirchlich Orientierten faszinierte und zugleich auch anderen, die eher an ein studentisches Freizeit- und Kulturzentrum dachten, eine reizvolle Aufgabe bot. Heute wundern sich Gesprächspartner manchmal, daß die Kirchen damals soviel Mut und Experimentierfreude hatten. Sicher fiel diese Entscheidung vor über 10 Jahren in einer Zeit, die für ökumenische Versuche besonders günstig war. Wie auch immer, 1978 war unser Haus fertig – schon architektonisch zu enger Zusammenarbeit motivierend. Und

seitdem versuchen wir es nun mit der Ökumene an der Basis und machen – alles in allem – gute Erfahrungen.

Was ist „Ökumene“?

Ein Fremdwort . . .

Natürlich ist für die meisten Studenten – hier studiert man vor allem Naturwissenschaften und Technik – „Ökumene“ ein Fremdwort, bei dem schon unklar ist, wie man das eigentlich schreibt. Auch die meisten unserer Besucher, also derjenigen, die unser Haus nutzen, interessieren sich nur wenig dafür, daß hier zwischen zwei immerhin jahrhundertlang verfeindeten und einander fremd gewordenen Kirchen etwas eigentlich revolutionäres geschieht. Und es ist wohl auch gut, daß wir und auch andere dieses Experiment nicht an die große Glocke hängen, sondern einfach zu arbeiten angefangen haben. Für die Studenten ist unser Haus vor allem als Studentenzentrum wichtig, als Ort, wo man sich trifft, wo man spielt und diskutiert, wo man eigene Veranstaltungen durchführen oder die, die wir selbst machen, besuchen kann. Sollte das Gespräch einmal darauf kommen, so herrscht Neugierde und Zustimmung vor. Meist haben die Kirchen zwar ein schlechtes Image, aber die Zeit sei reif, daß endlich zusammengearbeitet werde, meinen viele.

. . . etwas Fremdes . . .

Differenzierter wird das Bild natürlich bei denen, die sich bewußt als Christen verstehen und Kontakt zu uns suchen, weil wir eine kirchliche Einrichtung sind. Da gibt es in beiden Konfessionen jene, denen Ökumene zwar kein Fremdwort, wohl aber etwas Fremdes ist, manchmal auch falsch oder zumindest fragwürdig erscheint. Das hindert sie zum Glück oft nicht, bei uns die eine oder andere Veranstaltung, einen Arbeitskreis, ja auch unsere Gottesdienste mitzumachen. Und so sind auch sie ein Stück weit in reale Ökumene integriert. Aber andere meiden unser Haus aus diesem Grund und treffen sich lieber in kleinen Gruppen (z. B. Studentenmission Deutschland, Campus für Christus, Schönstatt-Bewegung) oder engagieren sich in anderen, eindeutig konfessionell geprägten Gemeinden oder Vereinigungen.

... oder eine Selbstverständlichkeit

Die überwiegende Mehrheit der christlich engagierten Studenten bei uns steht jedoch ganz eindeutig auf ökumenischem Boden. Gemeinsam, über die Grenzen der Konfessionen hinweg über den eigenen Glauben zu sprechen, ihn praktisch zu konkretisieren und gerade auch im Gottesdienst diese gemeinsame Bindung und Sendung zu erleben und zu vertiefen, das ist für sie eine Selbstverständlichkeit. Für sie wurde unser Haus genau richtig gebaut. Ein getrenntes Leben und Handeln zweier konfessionell voneinander, vielleicht sogar gegeneinander abgehobener Gemeindezentren würde es ihnen schwerer, in manchen Fällen sogar unmöglich machen, sich zu engagieren.

Verschiedene Schichten der Ökumene

„Ökumene“ ist in inhaltlicher Hinsicht bekanntlich kein eindeutiger Begriff. Schichten und unterschiedliche Ansätze lassen sich unterscheiden – gerade auch in unserer konkreten Arbeit.

Die institutionelle und personale Schicht

Da ist zuerst – zumindest wenn man institutionell denkt – die Kooperation der beiden Kirchen, auf der Ebene der Kirchenleitungen, im Verwaltungsausschuß, dessen Mitglieder aus den Kirchengemeinderäten der beiden territorial zuständigen Nachbargemeinden kommen und die unsere Arbeit freundlich und interessiert begleiten, und dann vor allem in unserem Haus zwischen dem evangelischen Pfarrer und mir, dem katholischen Theologen. Gerade hier zeigt sich, wie sehr gelingende ökumenische Zusammenarbeit eine Frage der Menschen ist, die konkret miteinander zu tun haben, ihrer Eigenart, ihrer Gesprächsfähigkeit, ihrer Bereitschaft, Spannungen auszuhalten und Gegensätze fruchtbar zu machen. Wenn es hier stimmt, dann kann offen auch Schwieriges besprochen werden. Dann werden unterschiedliche Standpunkte, verschiedene Theologien und kirchliche Traditionen nicht zu Abgrenzung und Polemik führen, sondern sich gegenseitig befruchten und positiv herausfordern. Es kann nicht anders sein, Ökumene hängt auf unserer Ebene ganz

besonders von den Menschen ab, die sie zu leben und zu verwirklichen versuchen.

Ein besonderer Aspekt unseres „Modells“ ist die Anbindung an die Katholische Hochschulgemeinde Stuttgart, die (ebenso wie ihr evangelisches Gegenüber) in der Nähe des alten Universitätsbereichs im Stuttgarter Zentrum (etwa 10 km von uns entfernt) liegt. Angesichts des Priester mangels hatte die Diözese keine andere Wahl, als einen Laien (Pastoralreferent) dem evangelischen Pfarrer im Ökumenischen Zentrum zuzuordnen. Kirchen- und Sakramentenrecht machten dann aber die relativ komplizierte Konstruktion mit einem extern angesiedelten, jedoch in zentralen Belangen zuständigen und geforderten katholischen Pfarrer notwendig. Besondere Bedeutung kommt dabei dem Gottesdienst zu; hierzu weiter unten mehr. Es wäre für unser ökumenisches Experiment sicher günstiger gewesen, wenn für diese Aufgabe ein Priester hätte freigestellt werden können. Dies schon deshalb, weil er für Katholiken unverzichtbar zu ihrem Glaubensleben in der Kirche gehört und durch niemand anderen vollgültig ersetzt werden kann. Aber man muß auch die Belastungen sehen, unter denen gerade heute Priester leben. Für sie muß es in besonderem Maße schwierig sein, im ökumenischen Feld zu arbeiten. Zu naheliegend, manchmal wohl sogar unvermeidlich ist es für sie, sich auf die Forderungen der katholischen „Kern“-gemeinde zu konzentrieren, sich vor allem als Verwalter der Sakramente entsprechend den Vorschriften und Traditionen der katholischen Kirche zu verstehen und sich mehr an ihren Mitbrüdern im Amt und an der Hierarchie zu orientieren. Kraft und Engagement für ein ökumenisches Experiment können da nicht die Regel sein. Wenn wir insgesamt auf die hinter uns liegenden Jahre positiv zurückblicken und aus dieser Erfahrung heraus mit (vorsichtigem) Optimismus in die Zukunft schauen, dann liegt das an den konkreten menschlichen Verhältnissen bei uns. Der Wechsel von Personen ist in einem Modell wie dem unsrigen nicht belanglos; ihr Charakter und ihre Bereitschaft zu ökumenischer Zusammenarbeit sind vielmehr das Fundament, auf das alles ankommt. So wird auch die Zukunft unseres

Experiments davon abhängen, ob hier auf Dauer geeignete Menschen zusammentreffen.

Pluralität und Gemeinsamkeiten quer durch die Konfessionen

In theologischen Diskussionen und Glaubensgesprächen gewinnt „Ökumene“ neue Akzente hinzu. Pluralität und Widerspruch hat nach unseren konkreten Erfahrungen nur selten direkt mit den konfessionellen Grenzen zu tun. Grundsätzliche Differenzen gehen quer durch die Konfessionen, und auch innerhalb derselben Konfession ist die Spannweite extrem groß, etwa von einer fundamentalistischen Glaubenshaltung bis hin zu agnostischen Positionen, wo Glaube fast nur noch Worte des Fragens und Zweifels findet. Da wird dann manchmal auch die Grenze zwischen christlichem Glauben und nicht- oder nicht mehr christlicher Religiosität unscharf. In dieser Situation, die für einen großen Teil unserer religiösen Arbeit typisch ist, werden die Grundfragen, die ursprünglichen Erfahrungen und die tragenden Hoffnungen christlichen Glaubens zu den zentralen Themen. Immer wieder befinden wir uns gewissermaßen auf der Schwelle oder in den Vorräumen christlichen Glaubens, so wie er über die Jahrhunderte hinweg seine Gestalt gefunden hat – anschaulich etwa in theologischen Lehrbüchern, in den Strukturen der Kirchen, in der christlichen Kunst. Oder verlassen wir etwa dieses Gebäude vielleicht auf der anderen Seite – bildlich gesprochen – auf der Suche nach einer neuen Gestalt christlichen Glaubens, deren Umrisse heute noch kaum erkennbar sind?

Ökumene mit der Welt

„Ökumene“ meint aber auch die ganze Welt, insofern wir in sie verflochten sind. Etwa ein Viertel der Studenten, die um uns herum in den Wohnheimen wohnen, sind Ausländer, und zwar vor allem aus Ländern Asiens und Afrikas. So erweitert sich unvermeidlich unser Horizont. Der Libanon-Konflikt, der Krieg am Persischen Golf, die Hungerkatastrophe in Afrika, die christlich-rassistische Politik am Kap der Guten Hoffnung (!), die Revolution in Nicaragua, Ausbeutung und Unterdrückung etwa in Peru – das sind dann

Themen, die uns sowohl politisch als auch religiös herausfordern. Nicht über die Medien, sondern über Menschen, die bei uns studieren und die von ihnen unmittelbar betroffen sind, gewinnen wir oft den Zugang zu ihnen. So versuchen wir, auch in diesem, die ganze Welt umfassenden Sinn ökumenisch wahrzunehmen, mitzufühlen und nach unserer Verantwortung sowie unseren Handlungsmöglichkeiten zu fragen.

Im engeren Kreis der deutschen Studenten, die unsere Arbeit mittragen und den Geist des Hauses wesentlich bestimmen, gewinnt „Ökumene“ eine vierte Bedeutung. Neben denen, die bewußt als Christen bei uns mitarbeiten, stehen andere, die sich etwa für ökologische Fragen engagieren, einen alternativen Lebensstil – auch ganz konkret in unserem Haus – ausprobieren oder deren Denken um Frieden und Abrüstung kreist. Die jeweilige persönliche Religiosität tritt hier gegenüber den Schwerpunkten des Engagements zurück, hin und wieder ins Gespräch gebracht, meist aber nur im Hintergrund und als motivierende Kraft zu erschließen.

All diese Aspekte und Dimensionen ökumenischen Glaubens, Denkens und Handelns beeinflussen und durchdringen einander. Auch wandeln sich im Lauf der Jahre die verschiedenen Aspekte, werden schwächer oder treten besonders deutlich hervor. Ökumene also insgesamt als ein offener Prozeß, letztlich nicht definierbar, lebendig und hoffentlich auch in Zukunft mit dem nötigen Freiraum, sich kreativ zu entwickeln.

Wenn ich Außenstehenden, die kirchlich interessiert sind, von unserer Arbeit berichte, so wird oft besonders aufmerksam gefragt:

Und wie macht Ihr das mit Euren Gottesdiensten?

Zu Recht ist dies ein Punkt, der besondere Sorgfalt verlangt. Hier muß sich zeigen, ob wir unseren ökumenischen Anspruch mit all seinen Dimensionen auch wirklich zu leben vermögen – ohne Angst voreinander, ohne Verzicht auf Wesentliches, sei dies wesentlich für die eine oder die andere Kirche oder für einen oder mehrere der engagiert Anwesenden, mit Vertrauen und Offenheit füreinander, mit Geduld und Mut zu Neuem.

Jeden Montagabend treffen wir uns zum Gottesdienst. (Der Sonntag kommt für uns als Termin nicht in Frage, weil die meisten deutschen Studenten das Wochenende zu Hause verbringen. Stuttgart hat eine typische „Pendler-Universität.“) Im Wechsel wird er vom evangelischen Pfarrer, vom Pfarrer der Katholischen Hochschulgemeinde oder von mir geleitet. Damit ist er jeweils eindeutig einer Kirche zuzuordnen. Wird mit dem katholischen Pfarrer Eucharistie oder mit seinem evangelischen Kollegen Abendmahl gefeiert, weiß dies jeder Besucher im voraus und kann für sich entscheiden, ob er teilnehmen will. Miteinander Gottesdienst zu feiern, ist für uns eine ganz wichtige Erfahrung geworden, die wir auf keinen Fall missen möchten. Natürlich gab es auch hier Spannungen und manchmal auch Konflikte. Aber in unserem überschaubaren Kreis von nie mehr als 30 Gottesdienstbesuchern ist das eigentlich keine Gefahr, sondern gerade eine Chance. Wir können eben sofort im Gespräch aufzuarbeiten versuchen, was dem einen oder anderen unklar, fremd, vielleicht sogar anstößig gewesen ist. Von einem normalen Gemeindegottesdienst unterscheidet uns wohl weniger diese Praxis, daß Menschen mit unterschiedlichen konfessionellen Bindungen teilnehmen, sondern vielmehr unsere Möglichkeit, den Gottesdienst so zu gestalten, daß jeder in ihm zu Wort kommen oder im Anschluß an ihn seine Gedanken ins Gespräch einbringen kann. So können auftretende Fragen und Probleme geklärt und fruchtbar gemacht werden.

PS: Für Anregungen und Kritik danke ich meinem evangelischen Kollegen im Ökumenischen Zentrum, Herrn Pfarrer Eckart Rein.

Christine Gleixner

Der Beitrag einer Ortskirche zur Annäherung zwischen der katholischen Kirche und den Ostkirchen

Was die Ortskirche von Wien unter Leitung ihres Erzbischofs, Kardinal König (1956 bis 1985), und inspiriert vom Wiener Akademikerseelsorger und Chefredakteur der Zeit-

schrift „Wort und Wahrheit“ Msgr. Otto Mauer (der auch von 1965 bis zu seinem Tod 1973 Mitglied unserer Redaktion war) mit dem 1964 gegründeten Stiftungsfonds PRO ORIENTE für die Förderung des Dialogs zwischen den Kirchen auf allen Ebenen geleistet hat, kann alle ökumenischen Bemühungen (vor allem auch auf Gemeindeebene) ermutigen, läßt aber darüber hinaus andere Ortskirchen ein, auch ihre besonderen Chancen zu erkennen und ähnliche ökumenische Initiativen zu ergreifen. Gerade im deutschsprachigen Raum wird der Ökumene mit den orthodoxen und altorientalischen Kirchen sonst noch weithin viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Kardinal Willebrands hat auf einer Pressekonferenz anlässlich 20 Jahre PRO ORIENTE darauf hingewiesen, daß die Einheit zwischen Ost- und Westkirche die Voraussetzung sei, damit für die Kirche neue Kulturen – etwa in Asien oder Afrika – in die christliche Gemeinschaft integriert werden können. red

1. Eine Idee gewinnt Gestalt

1.1 In der kürzlich erschienenen Chronik der 20jährigen Arbeit des Stiftungsfonds PRO ORIENTE werden 20 Publikationen, 36 Symposien (inzwischen sind es bereits 40), 8 Theologische Tagungen, 5 Theologische Kongresse, 14 Festakte, 30 Festgottesdienste, 38 Visiten offizieller PRO-ORIENTE-Delegationen, 47 empfangene und 34 abgestattete Besuche angeführt; es wird auf Geistliche Konzerte, Kunstausstellungen, Vorträge in der Volksbildung und nicht zuletzt auf die Bemühungen um die Einführung ostkirchlicher Studien an der Universität Wien hingewiesen¹. Die Bilanz einer ortskirchlichen Initiative, die einer genaueren Analyse wert zu sein scheint.

1.2 Die Idee, eine Stiftung zur Verständigung der West- und Ostkirche zu gründen, wurde am 3. März 1963 geboren, als Laien und Priester überlegten, wie die Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ zu konsolidieren wäre. Sie fand sofort beim Erzbischof von Wien ein offenes Ohr. Nach gründlicher Vorbereitung kam es auf seine Anregung hin am 4. Novem-

¹ Th. Piffel-Perčević – A. Stirnemann (Hrsg.), 20 Jahre Ökumenismus (PRO ORIENTE Bd. 8), Innsbruck 1984, 258–296.